

Nicht das Vergleichen schadet, sondern Gleichmacherei

Das ist nun die 45. Aufnahme von...“ – so oder ähnlich lautete der Anfang von Plattenkritiken in Zeiten des absoluten Überflusses, als immer wieder dieselben Künstler immer wieder dasselbe einspielten.

Inzwischen hat sich der Markt deutlich verändert; ein Großteil der Neuproduktionen gehört zum sogenannten „Nischen-repertoire“, und etliche CD-Hüllen sind mit Aufklebern wie „World Premiere Recording“ oder „First Release on CD“ versehen. Darunter manches Werk, das zu Unrecht vergessen oder politisch unterdrückt war – aber eben auch Ausgrabungen, die eher fragwürdig und entbehrlich sind. Eine ambivalente Situation für Künstler: Einerseits haben sie Gelegenheit, sich als Entdecker und Geburtshelfer zu betätigen; andererseits entziehen sie sich, wenn sie solche Pionierarbeit leisten, nolens volens dem internationalen Vergleich. Denn, Hand aufs Herz: Wer kann schon die Qualität einer Interpretation wirklich beurteilen, wenn es keine Vergleichsmöglichkeiten gibt? Erkennt man das Unvergleichliche ohne Vergleich?

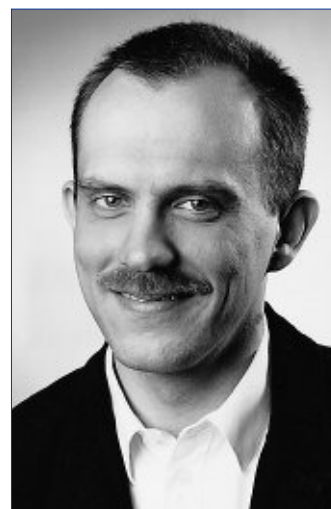
Um nicht mißverstanden zu werden: Es geht mir nicht um eine 10-Punkte-Werteskala; sondern um die Einschätzung von interpretatorischer Individualität. Könnte man die Kunst, die wunderbare Eigenart eines Glenn Gould oder Vladimir Horowitz wirklich erfassen, wenn sie sich nicht von anderen deutlich unterscheiden würde? Was sind wir doch reich, daß wir z. B. von Tschaikowskys Violonkonzert nicht nur zwei Versionen mit Heifetz, sondern auch die mit Oistrakh, Huberman, Milstein, Prihoda, Vengerov und Zimmermann

haben, daß wir Beethoven-Sinfonien unter Klemperer, Leibovitz oder Gardiner hören können. Alles individuelle Lesarten, die um so notwendiger sind, je weiter die weltweite Standardisierung musikalischer Inhalte fortschreitet.

Nicht das Vergleichen schadet der Kunst, sondern Gleichmacherei. Denn die Unlust an der 45. „Eroica“ ist ja nicht darauf zurückzuführen, daß es die 45. ist. Wenn es sich um eine unverwechselbare Interpretation handelte, würde man sie nicht für „überflüssig“ befinden. Das wäre sie erst dann, wenn sie genauso klingt wie die 43. oder 44. Version; wenn der Dirigent nichts Persönliches „zu sagen“ hat und wenn das Orchester genauso spielt wie jedes andere (welcher Klangkörper von Weltrang hat auf Platten eigentlich noch den individuellen Klang der Staatskapelle Dresden?).

Insofern ist die Frage, was einen Künstler angesichts des „total übersättigten“ Marktes qualifizieren könnte, das Standardrepertoire neu einzuspielen, ganz leicht zu beantworten.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Freude beim Musikhören und Lesen



Thomas Voigt
Thomas Voigt

